Der Feierabend

Unterhaltungs-Beilage zur „Deutschen Rundschau"

Nr. 214 Bromberg, 23. September 1939

Herz, schweig still ...

Roman von Rudolf Haas.

(20. Fortsetzung.)

Wandlungen.

Vier Jahre sind vergangen. Traudes Ehe ist kinderlos geblieben, aber ihrem Gatten ist sie in Wahrheit ein Arbeitskamerad geworden. Die Vielheit der Geschäfte, die Höhe der Ziffern, die Summen, über die mit einem Federstrich verfügt wurde, hatten sie zuerst verwirrt und kleinmütig gemacht, doch unter der sicheren Leitung ihres Mannes fand sie sich allmählich zurecht, und mit solchem Eifer war sie bei der Sache, daß sie auch an den Abenden nicht müde werden wollte, zu fragen und zu lernen, wie man sich in den verwickelten Irrgängen zurechtfinden könne, bis ihr Tonandinel riet, nichts zu überstürzen und alles langsam reifen zu lassen. Aber wenn er vielleicht anfangs ihren Wunsch als vorübergehende Laune aufgefaßt hatte, mußte er bald erkennen, daß es ihr nicht nur mit der Arbeit ernst, sondern daß sie auch aus einer natürlichen Anlage und Begabung heraus die geborene Geschäftsfrau war, mit rascher Auffassung, klarem Urteil, und kühler Überlegung. Jetzt hat sie einen vollkommenen Überblick, ist in allen Zweigen sattelfest, und es ereignet sich nicht selten, daß auf ihren Vorschlag eine günstige Marktlage zu einem vorteilhaften Abschluß ausgenützt wird. Sie vertritt Tonandinel, wenn er auf Reisen ist, sie ist sein stiller Gesellschafter, und auch seine Brüder versagen ihr die Anerkennung nicht. Die Tätigkeit macht ihr Freude, sie freut sich aber auch, daß sie ihr Nadelgeld selbst verdient, wenngleich Hella Kindlmann mit ihrer spitzigen Zunge geäußert hat, sie hätte nie gedacht, daß die steinreiche Traude Tonandinel zu allem übrigen auch noch ein Geizdrache sei. Aber die Hella kann es nun einmal nicht verwinden, daß der Conte im Feuer ihrer schönen Augen kühl geblieben war. Und zudem muß sie leidvoll und neidvoll feststellen, daß er ein Mustergatte ist. Das Kalte, Verschlossene hat sich gelöst, der verbittert Einsame von ehemals hat eine Gefährtin gefunden, und wenn ihm alles zerrönne und sie nur bliebe, er wäre noch immer ein Hans im Glück, der leichten Herzens und frei von aller Last heimspringen kann zu einer, die trotz ihrer Jugend fast wie eine Mutter zu ihm steht. Freilich, springen würde der Conte auch jetzt nicht, dazu hält er zuviel auf Würde, aber er ist umgänglich, ausgeglichen heiter, gastfreundlich, liebenswürdig und großzügig im Wohltun. Einer war versteinert und ist wieder zum warmherzigen Menschen geworden. Das hat die junge Traude vollbracht mit ihrem redlichen Pflichtgefühl und ihrer vorbehaltlosen Treue.

Ihr Stiefsohn aber, der jetzt achtzehnjährige Enzio, vergöttert seine Zweitmutter, sie wird ihm zum Inbegriff alles dessen, wonach die ungeklärte Sehnsucht seiner schwärmerischen Jünglingsseele strebt, und wenn der Sommer naht, zählt er ungeduldig die Tage bis zum Schulschluß. Schon vorher aber schreibt er dem Vater und bittet ihn, nicht auf der Jacht „Speranza" die Ferienreise zu machen, sondern irgendwohin ins Gebirge oder an einen See zu fahren, denn auf dem Schiff kommt meistens die ganze Verwandtschaft zusammen, und Enzio Tonandinel ist richtig eifersüchtig und will seine schöne Stiefmutter für sich allein haben. Gern erfüllt ihm der Vater den Wunsch, da auch er die Erholung im engsten Kreis vorzieht, und dann hat Mama Traude ihre liebe Not, sich all der Aufmerksamkeiten und Verhätschelungen zu erwehren, mit denen Vater und Sohn wetteifernd einander zu überbieten bemüht sind.

Diesmal sind sie in Ischl gewesen und fahren nach den Salzburger Festspielen über die Glocknerstraße heim. Der Spätsommer ist herrlich, nicht zu heiß, mit viel Sonnenschein und wolkenloser Klarheit. Und da äußert, noch in Salzburg, Enzio Tonandinel die Absicht, den Großglockner zu besteigen. Der Vater winkt ab, doch die Traude erklärt, sie würde gern mithalten. Ein Schatten huscht über das Gesicht des Conte, nur einen Augenblick, dann sagt er liebenswürdig wie immer: „Selbstverständlich, Traude, wenn es dir Vergnügen macht. Ich werde im Franz-Josef-Haus auf euch warten, denn mitgehen kann ich nicht. Ich bin nie ein Bergsteiger gewesen, das Herz hat's nicht erlaubt."

Und als sie darauf erwidert, dann werde auch sie nicht gehen, will er nichts davon hören. „Was dir einfällt, Traude! Die Freude hat dir doch aus den Augen geleuchtet! Ich werde mich auf der Franz-Josef-Höhe in die Sonne setzen und im Geist mit euch wandern." Er dringt nun selbst darauf, daß sich die beiden die notwendige Ausrüstung beschaffen, er läßt durch Ferngespräch Zimmer und zwei Bergführer sicherstellen, und als der junge Enzio meint, daß einer auch genüge, schüttelt er den Kopf: „Für jeden einer oder gar nicht!"

In blauem Mantel, silbern gerüstet, ersteigt der blondgelockte junge Tag die Höhen im Osten, und wie er prangend steht im ersten Morgenlicht, da leuchten Fürstenkronen auf den Häuptern der vielgipfligen Bergwelt. Ein zu Eis erstarrtes Wogenmeer, gleißt der Gletscher der Pasterze, Myriaden Edelsteine sind darüber hingestreut, und in diesem Strahlen und Schimmern und Flimmern ragt, vom weißen Königsmantel umwallt, der schlanke Riesenbau des Großglockners unendlich ruhig himmelan.

Erminio Tonandinel steht, ans Geländer gelehnt, im Vorbau des Franz-Josef-Hauses, und blickt seinen beiden liebsten Menschen nach, die von ihren vierschrötigen Führern begleitet, im zerklüfteten Eis sich aufwärts bewegen und immer kleiner werden. Ihm ist, als scheide seine Jugend von ihm. — Jetzt sind sie nicht mehr zu sehen, sind aufgelöst, zerstoben in dem flammenden Glast, der über diesen machtvollen Zusammenklang von Eis und Schnee, Firn und Fels, Tiefen und Höhen lautlos hinschwingt und den Augen fast wehtut. Und keine Spur von Leben ist mehr dort in der grenzenlosen Stille.

Aber um das Berghaus herum ist Lärmen und Lachen. Fröhliche Menschen frühstücken im Sonnenschein, stochern im Schnee, schwatzen oder bewundern schweigend: Deutsche, Italiener, Briten, Holländer, Franzosen, Amerikaner. Aller Welt Sprachen und Zungen klingen durcheinander, Kraft-

Fahrzeuge surren und rattern und tuten von Heiligenblut herauf, vom Hochtor herüber; aus einem Gesellschaftswagen klettert ein ganzer Gesangverein und legt alsbald los: „Du schönes Land, mein Kärntner Land!" — „O Gottchen! Wie Schlagsahne!" begrüßt ein rundliches Frauchen aus dem Flachland den König Glockner. — Fremde reden einander an: „Na, was sagen Sie?", stolz und selbstbewußt, als hätten sie die wunderbare Landschaft, die herrliche Straße gemacht. Modepuppen mit gefärbten Lippen und Nägeln halten zitternde Zwerghunde auf dem seidenumspannten Schoß. Gesunde blonde Mädchen im Wanderanzug, frisch wie Alpenrosen im Wind, schreiten mit ihren seilbewehrten Gefährten den Gletscher hinan. Berg Heil!

Alle sind irgendwie sonntäglich gestimmt und mit der Umwelt zufrieden. Nur Erminio Tonandinel fühlt sich arm und einsam. Wohl sitzt er, wie er versprochen hat, auf der Franz-Josef-Höhe in der Sonne, aber seine Gedanken sind düster, und der strahlende Glanz unter des Himmels wolkenloser Wölbung paßt nicht zu seiner trüben Stimmung. Rüstig und froh wandert die Jugend zu den leuchtenden Höhen, und er kann nicht mehr mit. Für sie ist das Hinan und Empor nicht Anstrengung, sondern wie ein erquickendes Bad, ihm würde es das Herz beklemmen und das Atmen schwer machen. Siebenundfünfzig Jahre hat er zu tragen, zum erstenmal empfindet er ihre Last. Und er will doch nicht alt sein!

Im Hintergrund der Pasterze strahlt, eine Riesenburg aus funkelndem Eis, der Johannisberg, von drüben grüßt über dunkelgrünen Schieferwänden die Adlersruhe. Dort werden die beiden vor dem letzten Anstieg rasten und nachher von der höchsten Warte des Landes in die unendliche Weite blicken. Werden sie in diesem Glück des Schreitens und Schauens überhaupt an ihn denken? An den alternden Mann, dem die Höhe versagt ist, zu der die Jungen wie Tänzer hinansteigen. Aber er ist doch nicht alt! Er will nicht alt sein!

Er beschließt, zur Hofmannshütte zu gehen, und ist stolz, daß es ihm ohne allzu große Beschwerden gelingt. Hat er doch noch nie zuvor einen Gletscher betreten. Er sieht im schillernden Eis dunkle Spalten gähnen und in der blumenreichen Gamsgrube blühendes Edelweiß. Er blickt zum Glockner hinauf. Über furchtbar steile Wände und gleißenden Firn hebt sich die edle Spitze ins Blau. Ob die beiden wohl schon oben sind? Von der Hofmannshütte soll der Gipfel in fünf Stunden zu erreichen sein. Ihm erscheint es unfaßbar, daß und wie und wo man da überhaupt hinaufgelangen kann. Ihm schwindelt beim bloßen Schauen.

Ihm ist aber auch — und das macht ihn traurig — als ob dort oben im Strahlenkranz der Höhe etwas herableuchte, das für ihn bestimmt war, das auf ihn gewartet hat, das er versäumt hat und das nun unwiederbringlich verloren ist, unwiederbringlich verloren wie die Jugend mit ihrem Ungestüm und mit ihrer lachenden Kraft. Als Führer hätte er die Traude hinangeleiten müssen — statt dessen sitzt er, ein wenig müde, am Fuß der gewaltigen Gipfel, und sie steht, der Sonne näher und ihm unerreichbar fern, auf ihres Lebens Höhe und trägt die Krone der Jugend auf dem blonden Haupt.

Beim Gehen ist ihm warm geworden, und trotzdem die Sonne, vom Firn zurückgeworfen heiß niederbrennt, fröstelt ihn. Im Hüttenraum ist es dumpfig und düster, der Conte, an heitere helle Räume gewöhnt, mag dort nicht verweilen. Er macht sich auf den Rückweg, und als er das Berghaus erreicht und zu Mittag gegessen hat, fühlt er sich so abgespannt, daß er sich niederlegt. Er schläft den ganzen Nachmittag, schreitet im Traum auf schmalen Kanten, stürzt in bodenlose Tiefen und fühlt sich beim Erwachen unfrisch.

Als er ins Speisezimmer hinabgeht, kommt ihm die Traude entgegen. Die beiden sind eben zurückgekehrt, ihre Gesichter sind vom Gletscherbrand gerötet, die Haut ist von der Sonne durchwärmt, in den Augen ist der Widerschein des Glanzes, den sie eingetrunken haben, und der weltverlorenen Seligkeit des Schauens in eine grenzenlose Ferne. Beide sind erglüht und hingerissen, über den Alltag hinausgehoben, noch erschüttert von der Erhabenheit des Hochgebirges, erfüllt von der lichten Schönheit der lieben Gotteswelt, aber auch stolz, daß sie die Bergfahrt an einem Tag vollbracht haben. Zwölf Stunden waren sie unterwegs.

Sie schwärmen und erzählen und Enzio schmiedet Zukunftspläne. Er hat das Reifezeugnis der Handelsakademie in der Tasche und soll nun die Hochschule für Welthandel besuchen. Bis dahin ist über einen Monat Zeit, und wenn die schönen Tage anhalten, kann er mit Mama von Villach aus noch ein paar Berge ersteigen, den Mittagskogel, den Mangart, die Hochalm; und vielleicht fährt Papa noch eine Woche mit nach Südtirol, ins Grödner Tal, an den Karrer See, nach Cortina; und in den Weihnachtsferien werden sie Ski laufen.

Belustigt sucht Frau Traude den Überschwang des leidenschaftlichen Jungen zu dämpfen, still sitzt Erminio Tonandinel dabei, still und verzichtend. Ein wehmütiges Lächeln spielt um seine Lippen. Fröstelnd hat er im niedrigen Innenraum der Hofmannshütte gesessen, während die beiden, von der leuchtenden Unendlichkeit überwölbt, auf dem höchsten Gipfel standen. Und während sie beschwingt und jubelnd abwärts stiegen, hat er geschlafen. Trotz allem ist eine genügsame Zufriedenheit in ihm, weil er seinen zwei liebsten Menschen diesen Tag hat schenken können. Er läßt eine Flasche Sekt kommen und stößt mit ihnen an.

Andern Tags, er ist wieder voll Sonnenschein, geht es über Heiligenblut nach Villach. Erminio Tonandinel spürt den gestrigen Ausflug zur Hofmannshütte noch in den Knochen, er fühlt sich auch nicht recht behaglich, aber er besteht darauf, im offenen Wagen zu fahren. Frau Traude, die blühend und sonnverbrannt im lichten Staubmantel neben dem Gatten sitzt, will ihm eine warme Wolldecke über die Brust hinaufziehen, er lehnt es ab. Zum Teufel! Er ist kein Mummelgreis, der sich einwickeln lassen muß! Er ist nicht alt! Er will nicht alt sein!

Im frischen Luftzug der raschen Fahrt beginnt er wieder zu frösteln, doch er läßt sich nichts anmerken. Er will mit den Jungen jung sein. Er ist lebhaft und heiter, freut sich der beiden schönen Menschen, die ihn begleiten, neckt den Sohn wegen seiner Schwärmerei für die Mama, verspricht der Traude eine vollständige Skiausrüstung und erklärt lachend, er werde sich ihretwegen vielleicht auch noch in einen Lehrgang für Anfänger einschreiben lassen.

Auf der Paßhöhe des Iselsberges, angesichts der mächtigen, von Türmen und Zinnen gekrönten Felsenburg der unholden Lienzer Dolomiten essen sie im Freien zu Mittag. Enzio Tonandinel, ein Tiger, der Blut geleckt hat, schlägt vor, sich in Oberdrauburg aufzuhalten und den Hochstadl zu besteigen. Papa könne bis zum Hostadlhaus reiten und dort warten. Mit einem hastigen Blick streift dieser die Traude, bittend, fast ängstlich, und als sie den Kopf schüttelt, atmet er auf.

„Nicht alles auf einmal, Enzio", sagt sie. „Papas Urlaub, auch wenn er ihn sich selbst erteilt, ist morgen zu Ende, und uns bleiben ja noch viele Wochen und Jahre." Der Conte nickt ihr zu, dankbar, mit freudlosen Augen. Er fühlt sich nicht recht wohl, der Kopf schmerzt.

Besorgt betrachtet ihn die Traude. „Fehlt dir was?" fragt sie leise.

Da reißt er sich noch einmal zusammen. „Was sollte mir fehlen? Ich habe mit euch herrliche Tage verlebt, wir haben viel Schönes gehört und gesehen, und jetzt sitzen wir hier auf diesem wunderschönen Erdenfleck in der Sonne, die Berge leuchten, die Erde glänzt, der Himmel lacht, und die Jugend ist bei mir. Was kann ich vom Leben noch Besseres verlangen?" Er sagt es leise, mit lächelndem Mund, doch die Seele schwingt nicht mit, und die Augen bleiben freudenleer. „Und jetzt", fügt er hinzu, „sind wir, glaub' ich, lang genug gesessen. Wir wollen ein bißchen spazierengehen, bevor wir weiterfahren."

Er erhebt sich, und wie er so einhergeht, in hellgrauem Sportanzug, mit federnden Bewegungen, sieht er beinahe jugendlich aus. Er ist nicht alt! Er will nicht alt sein! Aber es fällt ihm nicht leicht, solche Spannkraft vorzutäuschen.

Zwischen den zwei prachtvoll jungen Menschen wandert er über eine sacht ansteigende grüne Flur zu einem Aus-

sichtspunkt. Die beiden gehen nicht gerade rasch, aber immerhin für ihn zu schnell, doch er will nicht zurückbleiben. Es kostet ihn Mühe, er erhitzt sich, das Herz klopft, aber er zwingt sich, Schritt zu halten. Enzio plaudert und plant voll froher Zuversicht, südliches Feuer in den dunklen Augen, ein kecker Himmelsstürmer. Leichtfüßig schreitet die Traude, unter der losen Bluse regt sich in anmutigem Gleichmaß das Auf und Ab der ruhig atmenden Brust, auf ihren Wangen liegt die sanfte Röte der Gesundheit, die Höhenluft spielt mit dem feinen Blondhaar, kühl ist sie und frisch wie eine junge Birke.

„Gehen wir dir nicht zu schnell?" fragt sie. Seine Atemnot verbergend, schüttelt er nur stumm den Kopf. Doch sie hängt sich, den Schritt mäßigend, bei ihm ein und geht, nun wieder sein Kamerad, neben ihm. Auch für diese Rücksicht ist er ihr dankbar, aber die Wehmut der Entsagung bleibt und das Gefühl der Bitterkeit, daß er überhaupt Rücksicht braucht, daß er nicht mehr Schritt halten kann, nicht Kamerad und Weggesell, sondern Hemmschuh. Wie ein flatterndes Banner tragen die beiden ihre Jugend vor sich her.

Es ist noch früh am Nachmittag und fast heiß, als sie heimfahren und wiederum, obgleich erhitzt, verschmäht Erminio Tonandinel die hüllende Decke. In engen Kehren leitet die Straße ins Drautal. Unten ist es schattig und kühl.

Schweigend sitzt Erminio Tonandinel, in die Polsterung zurückgelehnt. Sein Gesicht ist blaß. Plötzlich befällt ihn ein Schüttelfrost, die Lippen sind blau, die Zähne klappern. Erschrocken bemüht sich die Traude um ihn, hüllt ihn in Decken — noch einmal will er sich aufraffen, abwehren, den Anfall als belanglos hinstellen. Es gelingt ihm nicht mehr. Mit geschlossenen Augen und zitternden Gliedern legt er sich, vom Arm der Gattin gestützt, in die Ecke zurück. Sein Antlitz ist spitz und eingefallen, alt sieht es aus. Mit angstvoller Sorge spürt sie das fliegende Atmen, das krampfhafte Zucken des Leibes, sie drückt ihn fest an sich, um ihn zu erwärmen, streicht mit der freien Hand über seine kalte Stirn. Er schlägt die Lider auf, schaut sie aus fiebrigen Augen mit einem langen Blick an, gequält und dankbar. Dann sinkt er wieder teilnahmslos zurück, von Kälteschauern geschüttelt.

Enzio Tonandinel, aufgeregt und trostlos, ruft dem Wagenlenker immer wieder ein: „Schneller! Schneller!" zu, in höchster Eile geht es nach Villach. Im Vorbeifahren bitten sie Dr. Krust und einen zweiten Arzt, mitzukommen.

Tonandinel glüht jetzt in Fieberhitze, die Haut ist brennend heiß, er redet irre. Als sie ihn entkleiden, wehrt er sich und schreit. Die beiden Ärzte haben Mühe, ihn zu Bett zu bringen.

Die Ärzte brauchen nicht lang, um Tonandinel zu untersuchen, der Fall liegt klar. Eine schwere Lungenentzündung ist im Anzug, an sich kein Grund, das Schlimmste zu befürchten, aber das Herz ist nicht fehlerfrei. Sie glauben, die Überführung in ein Krankenhaus empfehlen zu sollen, doch davon will die Traude nichts hören. Sie weiß, wie sehr es ihn schmerzen und enttäuschen würde, wenn sie ihn außer Haus in fremde Pflege geben wollte. Von den beiden Ärzten beraten, will sie die Wartung selbst übernehmen und bittet nur, ihr zur Unterstützung eine Krankenschwester zu senden.

(Fortsetzung folgt.)

Pummelinens Erwachen.

Eine Dachsgeschichte von **Otto Boris.**

Die Augustnacht lag schwül über dem Walde. Ein feiner Regen war vorübergezogen. Die Himmelsziege meckerte laut im Schwirrflug über dem Erlenmoore. Allenthalben kroch Gewürm aus der Erde. Die Schnecken dehnten sich und reckten die Fühler zur gemächlichen Wanderung. Regen- und Sprockwürmer wurden munter. Manch ein Nachtkäfer brummte durch das Gestänge. Ab und zu lugte der Mond durch die schweren Wolken. Das war so eine echte, rechte Nacht für Dachse, wo sie bequem nach Untermast stechen konnten.

Im Walde lebten mehrere Dachse. Da war zunächst Fietje Muffig. Der spürte in jener Augustnacht eine seltsame Unruhe in seinem Blute. Melancholisch pflückte er Heidelbeeren. Dabei dachte er an Pummeline, die junge Dächsin. Als der erste Eulenruf durch den Wald schallte, war er ihr am Mühlenbach begegnet, aber was sie ihm ins Gesicht schnob, war wenig freundlich.

Seine Betrübnis war also verständlich. Hätte er aber gewußt, daß Pummeline in den alten Griesgram Murrjahn verliebt war — er wäre in eine bissige Wut geraten.

Dieser Murrjahn befand sich im gesetzten Mannesalter. Wie schon sein Name sagt, verachtete er die Welt. Die Sonne mochte er wenig leiden. Das Vogelgezwitscher am frühen Morgen ärgerte ihn. Wenn Poff der Karnickelbock, nachts im Mondschein lustig Sprünge vollführte, konnte Murrjahn es nicht ansehen. Die Rehe waren ihm zu laut. Die Eule schrie sinnlos. Die Nachtschwalbe, der große Schwalk, hatte keinen Grund, so übermütig zu surren. Der Igel war ein boshaftes Geschöpf, weil er sich nicht fressen ließ.

Diesem Murrjahn war Pummeline begegnet. Sie glaubte noch nie im Leben solche krummen, kräftigen Beine, solch einen schwarzen Bauch und hellgrauen Rücken und solch reinweißen Stirnstreifen gesehen zu haben. Am meisten jedoch imponierte ihr seine männliche Zurückhaltung. Er biß nach ihr und lief fort, sobald sie ihm nahte. „Den oder keinen!" war ihr Entschluß.

Pummeline war nach dem Bade den Spuren ihres Angebeteten gefolgt. Sie lauschte; denn jetzt vernahm sie eines Fuchses schadenfrohes Keckern und das wütende Kichern Murrjahns. Neugierig trabte sie näher. Da stand der Edle von Krummbein mondbeschienen auf einer Waldblöße und machte wütende Vorstöße gegen den Feind, der mit wehender Lunte kiffend um ihn herumfegte.

Unschlüssig verharrte Pummeline im Erlengeknäck. Da griff der Zufall ein. Murrjahn drängte den Lästerbuben just so ab, daß er der Dächsin dicht vor die Nase kam. Wie ein Drachen schoß sie da hervor und kniff den Fuchs machtvoll ins Hinterteil. Der Gemaßregelte schrie gewaltig, mehr vor Schreck als vor Schmerz und riß laut schimpfend aus.

Jetzt nahte Murrjahn seiner Retterin. Er beschnüffelte sie eingehend. Dabei stellte er fest, daß sie ihn liebte. Er sah sich um, der Mond schien zu hell. Und was konnte nicht alles im Waldesdunkel stehen: Hasen, Rehe, sogar fürwitzige Kaninchen. Auch lebten viel zu viele Stimmen in der Nacht. Also ging er weiter seiner Nahrungssuche nach, hatte aber am Morgen nichts dagegen, daß Pummeline ihm in den Bau folgte.

Es kamen die Masttage mit Fröschen, Mäusen, Insekten, Wurzeln und Beeren. Pummeline und Murrjahn setzten das nötige Fett für den Winter an. Von Tag zu Tag wurden sie bequemer. Und als der Boden hart geworden war, weißer Reif auf den Gräsern lag, machte sich bei ihnen ein ungeheures Schlafbedürfnis geltend.

Nun hätte Pummeline eigentlich nach ihrem Bau zurückkehren müssen. Doch sie hatte sich inzwischen überlegt, daß Murrjahns geräumige Behausung wunderschön geeignet wäre, junge Dächslein großzuziehen. Mit ruhiger Selbstverständlichkeit rollte sie sich im Kessel neben dem alten Griesgram zusammen, steckte die Nase unter den Schwanzstummel und schlief im Vertrauen auf die vielen Fluchtröhren einen gesegneten Winterschlaf.

Murrjahn konnte nicht einschlafen. Das andere Wesen neben ihm störte ihn empfindlich. Er drehte sich linksrum, rechtsrum, er grunzte ärgerlich, das Unbehagen blieb. Da schlüpfte er hinaus. Aber er kehrte bald wieder um, draußen lag grelle Wintersonne auf dem blendenden Schnee. Als er bei seiner Rückkehr Pummeline sanft schlafend vorfand, packte ihn ungeheurer Grimm. Er schliefte in eine Seitenröhre, erweiterte sie zum Kessel, wobei er den Sand rücksichtslos auf Pummeline warf, verstopfte den Zugang zum Hauptkessel außerordentlich sorgfältig und rollte sich befriedigt zusammen.

Seufzend schaffte Pummeline den Sand hinaus und gab sich dann wieder ihren seligen Träumen hin.

Murrjahn war ein Eierdieb. Er war öfter ins Fasanengehege eingebrochen. Als daher der Förster Bölsch den frisch herausgeschafften Sand sah, sagte er: „Aha, alter Sohn, jetzt weiß ich, wo du hausst."

Und eines Tages erhob sich über Pummeline ein dumpfes Dröhnen. Sie erwachte, legte sich platt auf den Bauch und lauschte. Da krabbelte etwas in der Einfahrtsröhre. Nun ein Schnauben. Und dann ein wildes, giftiges „Kiff-Käff". Pummeline spürte Hundegeruch. Der böse Dackel Funzel lag etwa zwei Spannen breit vor ihr. Ausreißen konnte sie

nicht; denn sofort kniff er sie von hinten. Da griff sie ihn mutig an. Er schlug mit seinem Gebiß wütend um sich. Doch Pummeline war weitaus wütender. Funzel mußte sich mit ein paar Schmissen zurückziehen. Kaum aber rutschte Pummeline rückwärts in den Kessel, wo sie sich zur Flucht umdrehen konnte, so war der abscheuliche Funzel wieder dicht vor ihr. Dazu kam das Poltern, Knirschen und Dröhnen von oben her näher.

Jetzt rückte Pummeline mit dem Hinterteil voran aus einer Fluchtröhre heraus. „Auweh!" — Kaum hatte sie halbgeblendet im Tageslicht ein paar Galoppsprünge gemacht, so packte Tell, der Kurzhaarrüde, sie beim Wickel. Und da war auch Funzel. Sie biß verzweifelt um sich, konnte aber nicht weg. Jetzt legte sich etwas Hartes um ihren Nacken und hob sie hoch.

„Das ist Pummeline!" lachte der Förster, der sie in der Dachszange hielt, „die ist sicher werdende Mutter. Laufen lassen. Zurück, Tell! Hierher, Funzel!"

Pummeline spürte Boden unter den Füßen. Sie rannte davon, was das Zeug hielt. Wohin? Jetzt galt ihr erster Gedanke dem verscheuchten jungen Muffig. Er war wirklich nett. Er rückte sogar zusammen. Und als im Frühling vier junge Dächslein den Bau bevölkerten, bildete er sich allen Ernstes ein, der rechtmäßige Vater zu sein.

Das Wiedersehen

Skizze von Hans Colberg.

Hilde machte das Wetter wahrhaftig nichts aus. Sie lachte unter ihrem rotbraunen Regenschirm so lustig, daß zwei Männer sich mehr empört als bewundernd umdrehten. Wie man nur so vergnügt durch den Regen gehen kann! Hast du den Mund gesehen? Die Augen, mein Lieber, diese Augen! Und erst die Beine! Wenn nicht solch entsetzliches Wetter wäre . . .

Längst hatte Hilde den Wirbel dieser Meinungen hinter sich gelassen. Sie sprang über eine schmale Pfütze, in der sich die Dächer der Häuser und das drohende Gewoge der Wolken spiegelten, pendelte dabei unwillkürlich den Schirm so weit zurück, daß ihr ein dicker Regentropfen mitten auf die zierliche Nase plumpste und von dort über das ganze schöne Gesicht zerplatzte. Doch jetzt waren es nur noch ganz wenige Schritte. Das Mädchen schüttelte den Schirm sorgfältig aus, faltete ihn in fast feierlicher Zeremonie zusammen und betrat schließlich das kleine, vertraute Kaffeehaus.

Süß und verlockend wehte ihr der Duft von Kuchen und Zigaretten entgegen. Wie stets klapperten die Löffel, raschelten die Zeitungen und flüsterte ein Pärchen in einer verschwiegenen Ecke. Es war wie eine verwunschene Insel, fern vom Strom des lärmenden Lebens, wie ein zufriedener Ruhepunkt, in dem nichts weiter sich ereignete als das Immer-Wiederkehrende derselben Stimmen, der gleichen Geräusche — wenn nicht gerade der Lautsprecher ein paar Musiktakte spielte oder den Wasserstand der Elbe bekanntgab.

Das Mädchen hängte seinen Mantel an den blinkenden Messinghaken, stellte den Regenschirm in den Ständer und bog gleich links um die Holzwand, den alten Platz einzunehmen. Aber der war diesmal schon besetzt. Ein Herr saß daran, über eine Zeitschrift gebeugt, weit weg in seiner Buchstabenwelt.

Hastig, mit rot gewordenem Gesicht, wandte Hilde sich von ihm ab, eilte quer durch den Raum, zur äußersten Ecke der gegenüberliegenden Wand. Ihre Hände zitterten ein wenig, als sie die vom Ober gereichte Tasse Kaffee ergriff. Ratlos irrten die Augen zwischen der blanken Zuckerdose und dem Wasserglas hin und her, sprangen blitzschnell zu dem alten Tisch zurück. Kein Zweifel, der Mann da drüben war niemand anderes als Herbert. Er, der sie noch vor einem halben Jahr geküßt hatte. Warum kam er ausgerechnet hierher! Wollte er das Vergessene wieder wachrütteln? So schwer war es überwunden worden. Damals — —

Leicht schaukelte das Segelboot auf und ab. Einen sinnlos betörenden Tanz sang die Schallplatte im Koffer. Die Luft flimmerte vor Wärme und Licht. Über den Wellen wehte der Wind, summte im Schilf. Schimmernde Libellen sirrten himmelwärts. Lang ausgestreckt lag Herbert auf dem Kajütendach, die Augen geschlossen, und pfiff leise vor sich hin. Dann richtete er sich plötzlich auf, nahm Hilde in seine Arme. Glücklich stemmte sie die Hände gegen seine breite Brust.

„Sei doch nicht so, kleiner Frosch!" bat er sie.

Aber da hatte das Mädchen sich schon wieder freigemacht, sprang ins Wasser, schwamm lachend ans Ufer und warf so lange mit kleinen Kieselsteinen nach ihm, bis er wütend wurde und ihr nachgeschwommen kam.

„Wenn du mich einholst . . ."

Unsinn! Hilde trank ihren Kaffee aus. Muß man denn immer wieder darauf reinfallen? Sich verlieben! Sich selber Leiden schaffen! Den Kelch bis zur Neige trinken und doch nur von neuem durstig sein! Sich Tag um Tag im anderen suchen und niemals selbst gegenwärtig bleiben. Alles zieht seine Grenzen. Aber das — das!

Natürlich hat er mich noch nicht gesehen. Das sieht ihm mal wieder ähnlich. Was gehen ihn die übrigen Menschen an! Neulich — nein, Hilde schlug die Beine übereinander und betrachtete den Mann auf ihrem alten Platz. Es machte ihr jetzt schon Spaß, den Ahnungslosen so ungestört beobachten zu können. Nichts war an ihm verändert. Du trägst sogar denselben Anzug wie damals, als wir zum Wochenende an die See fuhren, dachte sie. Ich müßte das in die Stirn gefallene Haar zurückstreichen. Auch der Fleck ist noch auf der Schulter. Weißt du? Wir fuhren mit dem Motorrad. Es streikte unterwegs. Ich mußte die ausgeschraubte Kerze halten. Nachher legte ich die Hand auf deine Schulter. Da gab es den Fleck. Ich hatte garnicht gesehen, daß meine Hände so ölig geworden waren. Was hab ich für einen Schreck bekommen. Und nun ist der Fleck immer noch da!

In diesem Augenblick sah Herbert von seiner Zeitschrift auf, dem Mädchen gerade in die Augen. Nur für ganz kurze Zeit. Hilde blickte sofort zur Decke hoch und wippte dabei gleichgültig mit der linken Fußspitze. Aber sie wußte, daß er sie erkannt hatte. Was er nun wohl tun würde? Ob er vielleicht . . . Ach, wenn man schon in Güte und bestem Einvernehmen auseinandergeht! Vier Tage nach dem Sommerfest war es aus. Nein, Herbert, daß hätte ich nie von dir erwartet. Wenn du willst, natürlich, warum sollen wir keine Freunde bleiben? Aus! Aus! Aus!

Und was tat er nun? Nichts, gar nichts. Wirklich, er blätterte in der Zeitschrift weiter, als wäre sie Luft gewesen. Luft! Oder als wäre eine seltsame Fliege über die Wand gekrabbelt, der man sein wohlwollendes Interesse entgegenbringen muß.

Du darfst nicht weinen, redete Hilde sich zu und rief lauter denn je nach dem Ober. Das Pärchen in der Ecke schaute verwirrt auf. Er — er nicht. Sie zahlte, zog den Mantel an und ging, ohne auch noch einen einzigen Blick an ihn zu verschwenden. Draußen kam es ihr gar nicht zum Bewußtsein, daß der Regen aufgehört hatte. Sie hob nur erschreckt die leeren Hände, als es erneut zu tropfen anfing. — der Schirm, lieber Himmel, den Schirm hatte sie vergessen. Umkehren, ihn holen? Noch einmal mit diesem — diesem entsetzlichen Menschen zusammentreffen?

Nein, um alles auf der Welt nicht! Aber als dann der Regen immer stärker wurde, blieb ihr nichts anderes übrig.

Das Mädchen wandte sich um. Vor ihr stand Herbert, den Schirm in der Hand, und er lächelte vergnügt. Hilde wollte etwas sagen, nichts sehr Schönes; doch sie sprach nicht aus. Denn nun breitete Herbert wortlos den Schirm aus und hielt ihn über das Mädchen. Es mußte jetzt ebenfalls lachen. Und ehe Hilde überhaupt wußte, was eigentlich geschah, ging sie mit Herbert Seite an Seite die Straße entlang, und sie wehrte sich keineswegs, als er seinen Arm unter den ihren schob. Am Himmel aber rissen um dieselbe Zeit die Wolken auseinander, und die Sonne strahlte aufs neue, so daß es in tausend verlockenden Farben von den Fenstern und dem feuchten Asphaltdamm funkelte.

Kommissarische Leitung: **Dr. Karl Hans Fuchs**
Chef vom Dienst: **Marian Hepke**
Verantwortlich für den Gesamtinhalt: **I. V. Marian Hepke**
Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Edmund Przygodzki**, sämtlich in Bromberg
Druck und Verlag: **A. Dittmann, Bromberg**